

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 106 (2012)
Heft: 12

Artikel: Aids, Drogen und Gewalt : handeln... ohne zu schaden!
Autor: Dreifuss, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-390386>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mit diesem Preis, so sagte man mir, soll ein soziales und gesellschaftliches Engagement ausgezeichnet werden. Damit anerkennt die «Fondation pour Genève», dass die Stadt ihre Ausstrahlung und Bedeutung auch ihren Bürgerinnen und Bürgern verdankt. Über das Internationale Rote Kreuz von Henri Dunant und Gustave Moynier zum Genfer Appell von Elisabeth Decrey Warner, oder das Internationale Friedensbüro von Elie Ducommun zur Vereinigung für die Bekämpfung der Folter von Jean Jacques Gautier, sind zahlreiche Initiativen hier in Genf entstanden. Viele Nicht-Regierungsorganisationen sind hierher ge-

Ruth Dreifuss

Aids, Drogen und Gewalt: Handeln... ohne zu schaden!



Die Fondation pour Genève verleiht ihren Preis an Persönlichkeiten, deren Aktivitäten Genf weltweit bekannt machen. Am 24. September 2012 wurde in einer eindrucksvollen Feier in der Victoria Hall der Preis an Ruth Dreifuss verliehen. Die Genfer Behörden ehrten ihre Tätigkeiten, und der ehemalige französische Justizminister Robert Badinter hielt die Laudatio.

Ruth Dreifuss hielt eine eindrucksvolle Rede. Sie stellt sie den Leserinnen und Lesern der Neuen Wege zur Verfügung. Ruth-Gaby Vermot, ehemalige National- und Europarätin, hat die Rede vom Französischen ins Deutsche übersetzt.

kommen, weil dieser Ort geradezu prädestiniert ist für den Dialog zwischen AktivistInnen und politischen Verantwortlichen aus der ganzen Welt. Sie arbeiten hier nicht im Elfenbeinturm, und kaum irgendwo besteht eine so enge Nähe zwischen Gesellschaft und Institutionen. Dies prägt den berühmten Geist von Genf.

Aber – warum und wie entwickelt sich der Wille zum lebenslangen Engagement? Natürlich gibt es tausend mögliche Wege dahin; bestimmend sind jedoch Zeit und Ort, wo man die entscheidenden Erfahrungen gemacht hat. Mich haben drei wichtige Ereignisse geprägt.

1. Ich wurde *in einer jüdischen Familie in den Zeiten der Shoah* geboren. Auch

wenn die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs eine sichere Insel war, bin ich im Bewusstsein aufgewachsen, dass nichts bedrohlicher ist als Rassenhass, Nationalismus und Krieg. Diese Ängste haben mir die Gewissheit gegeben, dass wir als soziale Wesen verpflichtet sind, die Barbarei zu erkennen und alles zu tun, um eine Wiederholung zu verhindern. Die Barbarei in meiner Kindheit und Jugend waren die Kriege, die die Supermächte sich auf Kosten von geopfernten Völkern lieferten, die verratenen Demokratien, der drohende nukleare Holocaust, der Gulag, die Rassengesetze und die rassistischen Verbrechen in vielen Ländern und in den Kolonien. Meine erste Wahrnehmung der Politik ist dramatisch: Sie handelt vom Kampf zwischen Menschlichkeit und Barbarei. Und so machte ich mir das Zitat aus den Psalmen zu eigen, wie es der Journalist François Maudoux zitiert hat: «Die Welt nicht dem Bösen überlassen!» sei meine Pflicht.

2. Ich wurde *als Mädchen geboren*. Meine Familie war glücklich und liebevoll. Die Eltern waren damals ihren traditionellen Rollen als Vater und Mutter verpflichtet. Simone de Beauvoir sagt, dass man nicht als Frau geboren wird, sondern zur Frau wird. Zu Recht weist sie auf die Bedeutung der Erziehung hin, auf die Zwänge der Traditionen und Mentalitäten, welche die freie Entfaltung von Frauen und Männern behindern. Was mich betrifft, würde ich dennoch den Satz von Simone de Beauvoir umdrehen: ich bin als Frau geboren, aber nach und nach Feministin geworden. Auslöser waren die Konfrontation mit den letzten Widerständen gegen die politische Mitbestimmung von Frauen und später die vielfältigen Hindernisse, wenn es darum ging, gleiche Rechte zwischen Frauen und Männern zu verwirklichen. Dass ich mir meinen Platz an der Sonne erringen musste, hat sichtlich dazu beigetragen, meine Durchsetzungs-

kraft und meine Hartnäckigkeit zu entwickeln.

3. *Der frühe Tod meiner Eltern und meine Arbeit in der Sozialpsychiatrie* haben bewirkt, dass ich der Gesundheitspolitik eine wesentliche Bedeutung zuzuschreiben begann. Der Zugang zur medizinischen Versorgung ohne Diskriminierung ist dabei ein wichtiger Aspekt. Während Jahrzehnten habe ich mich für eine obligatorische Krankenversicherung eingesetzt, um die von Natur gegebenen Ungleichheiten der Krankheit durch gesellschaftliche Solidarität zu lindern. Es gilt aber auch jene Ungleichheit innerhalb der Gesellschaft zu bekämpfen, die ablesbar ist an den Lebenserwartungsstatistiken, die so krasse Unterschiede je nach Einkommensverhältnissen, oder, noch krasser, nach Kontinenten aufzeigen; Charles Darwin schrieb: «If the misery of the poor be caused not by the laws of nature but by our institutions, great is our sin!» Gibt es eine grössere und unerträglichere Ungleichheit als jene, welche die Lebenserwartung verkürzt? Um sie zu bekämpfen, muss man die Ursachen angehen, die Armut, die Slums, die ungenügende Nahrung... die soziale Ausgrenzung.

Die Lust zu handeln!

Nach und nach habe ich meiner Besessenheit, das Schlimmste zu verhindern, die Überzeugungen beigefügt, dass die Welt eigentlich auch besser werden könnte. Diese Erkenntnis nährt meine Lust zu handeln; die Besessenheit mahnt mich zur Vorsicht. «Heilen ... aber nicht schaden.» Diese Aufforderung von Hippokrates verpflichtet nicht nur Ärztinnen und Ärzte. Sie gilt auch in der Politik, wo einerseits Wachsamkeit erforderlich ist, um jene nicht zu übersehen, die in die toten Winkel der Gesellschaft abgedrängt worden sind und die Kosten für Fehlentscheide zu tragen haben. Und andererseits den starken Willen sie zu korrigieren! Zum Beispiel müssen jene

*Bild Seite 323:
Ruth Dreifuss beantwortet nach ihrem Referat Fragen der Journalisten (Foto Prix pour Genève).*

Gesetze und Praktiken des Staates aufgehoben werden, die unbedacht aus der Vergangenheit mitgenommen wurden und die einen wenig respektvollen Umgang mit der Menschenwürde und den individuellen Freiheiten der Bürgerinnen und Bürger ermöglichten. Wie oft hat die Politik – auch gutgläubig – verachteten Menschen den Weg in den Abgrund bereitet?

Als Erwachsene hat mich die Sozialarbeit angesprochen. Wenn sie mir das oft missliche Funktionieren unserer Gesellschaft aufgezeigt hat, so konnte ich doch nur reagieren und von Fall zu Fall die Schäden reparieren. Und sogar das nur selten: Die entsprechenden Institutionen gab es noch nicht, die Sozialgesetze waren lückenhaft, und die herrschende Moral rechtfertigte unerträgliche Zwänge. Es war Aufgabe der Politik, die schlechten Rahmenbedingungen zu ändern, und hier wollte ich mich in Zukunft engagieren. Die Schweiz bot mir viele Möglichkeiten, diese meine Leidenschaft zu leben. Denn innerhalb von zehn Jahren eröffneten sich mir zwei unerwarteten Möglichkeiten: Aus einer militanten Gewerkschafterin wurde eine berufliche Verantwortliche der Bewegung, und aus der Bürgerin wurde eine Bundesrätin. Während zwei Jahrzehnten hatte ich das Privileg, unter den Augen und der Kontrolle der Kolleginnen und Kollegen und der Bewohnerinnen und Bewohner dieses Landes zu handeln, sie zu überzeugen, in ihrem Namen zu sprechen und ihnen Rechenschaft über meine Arbeit abzugeben.

Vom Fordern zum Fördern

Sie können sich vorstellen, wie glücklich ich war, das Departement des Innern zu übernehmen, mit dem Gesundheitswesen, den Sozialversicherungen, der Gleichstellung von Frauen und Männern, der Rassismusbekämpfung und weiteren mir wesentlichen Bereichen. Man übertrug mir die Verantwortung, Gesetzesvorschläge zu unterbreiten und

Initiativen zu entwickeln – kurz: jene politischen Bereiche zu verwirklichen, für welche ich mich als Sozialdemokratin, als Sozialarbeiterin und als Gewerkschafterin während Jahrzehnten engagiert hatte.

Über meinen Tisch ging zum Beispiel die Revision der AHV. Jahrelang hatte ich mich gemeinsam mit anderen dafür eingesetzt, dass Frauen ihr individuelles Recht auf eine eigene Rente zuerkannt und die Erziehung der Kinder rentenwirksam wird.

Ich hatte nicht nur für einen Verfassungsartikel zur Gleichstellung von Frauen und Männern gekämpft, sondern auch am Vorprojekt des Gleichstellungsgesetzes gearbeitet, das die Schaffung eines Büros für die Gleichstellung von Frauen und Männern vorsah. Und diese Institution war in meinem Departement angesiedelt!

Kurz nach meiner Wahl zur Bundesrätin verabschiedete das Parlament das Gesetz für eine obligatorische Krankenversicherung, mit welchem allen der Zugang zur medizinischen Versorgung endlich ermöglicht wurde, ein Anliegen, das seit Jahrzehnten von einer engagierten Linken gefordert wurde. Meine Aufgabe bestand darin, die Bevölkerung von dieser Reform zu überzeugen und das Gesetz wirksam umzusetzen. Und nachdem ich mich rund fünfzehn Jahre für einen Mutterschaftsurlaub engagiert und dabei schon zwei Abstimmungen verloren hatte, konnte ich endlich, diesmal im Auftrag der Regierung, das Thema wieder aufnehmen.

Überzeugen, – und es immer wieder versuchen!

Ich hatte als Bundesrätin die Möglichkeit, jene Reformen zu verwirklichen, die ich während Jahren als Bürgerin und Gewerkschafterin auf die politische Agenda zu setzen versucht hatte. Verwirklichen oder nur einige Schritte vorwärts bringen? Als Bundesrätin musste ich mit verschiedenen Interessengrup-

pen verhandeln: den Boden für einen Konsens beackern, die anderen Mitglieder der Regierung überzeugen – um im Parlament wieder von vorne zu beginnen. Schliesslich, sollte eine Volksabstimmung über den Gesetzesvorschlag bestimmen, musste ich auch eine Mehrheit dazugewinnen. Es passiert auch von Zeit zu Zeit, dass ich wieder auf Feld eins zurückgeschickt wurde und das ganze Spiel nochmals anfangen musste, diesmal in Kenntnis der Hürden, die es zu überwinden galt, wollte ich mit meinen Anliegen und Vorschlägen erfolgreich sein. Wobei Erfolge immer gemeinsamen Anstrengungen zu verdanken waren, und manchmal allerdings auch nur einen hinkenden Kompromiss darstellten. Dabei musste ich schon im Voraus die Umsetzung im Blick haben, die Mittel bereitstellen, die Konsequenzen evaluieren, um unerwünschte Nebenwirkungen korrigieren zu können. Wie Albert Camus sagte: «Man muss sich Sisyphus im Glück vorstellen!» Dieses Glück habe ich restlos erlebt.

Sorgen, die sich aufdrängen!

Am Tag meiner Wahl hab ich Leon Blum zitiert. Als er 1936 die linke Regierung zusammenstellte, sagte er: «Endlich beginnen die Sorgen...!» Tatsächlich mangelte es nicht daran. Es ging nicht nur um die erwähnten Reformen, die ich mit grossem Elan anging, sondern ich wurde auch mit der HIV/AIDS-Epidemie und dem steigenden Drogenkonsum konfrontiert. Beide Probleme beunruhigten Bevölkerung und Regierung und lösten Gefühle der Ohnmacht aus. Es war ein tragischer Totentanz, der Sex, Drogen und Tod miteinander verband. HIV verbreitete sich stark aus unter den Drogenkonsumenten und -konsumentinnen, welche sich Heroin intravenös spritzten, sowie in ihren privaten Umfeldern und unter jenen, die bei ihnen Sex kauften. Die Epidemie wütete ebenso sehr im homosexuellen Milieu. Die Verzweiflung, ge-

schürt durch die unheilbare Krankheit, bewirkte gleichzeitig ein erhöhtes Risikoverhalten.

Die Verbindung zwischen Aids und Drogen war nicht nur eine epidemiologische Herausforderung, auch das Schweigen darüber war tödlich.

HIV/AIDS

Das Virus, das für die Immunschwäche verantwortlich ist, wurde zwar identifiziert, aber die Trägerinnen und Träger des Virus mussten sich verstecken, sie waren die Pestkranken der Moderne, schlimmer noch, sie waren es, die ihren Körper der Krankheit angeboten hatten. Sie waren gefährlich und gleichzeitig schuldig. In der Schweiz verbietet das Gesetz glücklicherweise weder Homosexualität noch Prostitution, in der Gesellschaft wucherten jedoch die Vorurteile. Das Tabu musste gebrochen werden. Es ging darum, über sexuelle Vorlieben zu sprechen und mit öffentlichen Plakataktionen Informationen zu vermitteln, die auf eine prude Gesellschaft schockierend wirkten. Wir mussten aufzeigen, dass die Gefängnisse ris-



*Drogenelend am
Platzspitz in Zürich
– Titelfoto von News-
week im Juli 1994,
Archiv Baer.*

kante Orte sind, solange keine Kondome und sauberen Spritzen abgegeben wurden. Die präventive Botschaft sollte nicht nur Informationen vermitteln über die Ansteckung mit dem HI-Virus und die Möglichkeit, sich und andere davon zu schützen, sie musste gleichzeitig auch Sympathien schaffen für die Opfer. Als die Krankheit nicht mehr einem Todesurteil gleich kam und die epidemische Ausbreitung kontrollierbar wurde, waren die Opfer noch immer stigmatisiert. Noch heute ist es oft nicht leicht für «Menschen mit Aids», eine Arbeit zu finden, Beziehungen zu knüpfen, eine Lebensversicherung abzuschliessen oder bei einer Bank einen Kredit aufzunehmen. Wie kann man zudem verhindern, dass die neue Generation die Risiken herunterspielt und die verletzlichen Gruppen ihre Vorsicht aufgeben? Wie kann man die Migrantinnen und Migranten erreichen, die verständlicherweise in den Tabus ihrer eigenen Kulturen verhaftet sind? Und wie kann man die Sans Papiers, die illegalisierten Arbeiterinnen und Arbeiter, erreichen, die im Schatten unserer Gesellschaft leben? Der Kampf

gegen HIV und Aids muss immer noch, immer wieder geführt werden.

Drogen

Drogen sind verboten, sie sind illegal. Alle Kulturen kennen jedoch Substanzen, die die Psyche verändern oder Schmerzen lindern, welche für medizinische Zwecke verwendet und bei kulturellen Veranstaltungen und Festen konsumiert werden, oder gebraucht werden, um in künstlich geschaffenen Paradiesen die Alltagsorgen zu vergessen. Wir in der Schweiz kennen den eher harmlosen Gelegenheitskonsum und ebenso sehr den süchtig machenden Verbrauch von Drogen. Der Alkohol wird zum Beispiel in unseren Breitengraden meist mit Vernunft konsumiert. Der Alkoholismus jedoch ist eine Krankheit mit gravierenden Konsequenzen für das Umfeld und die Familie. Medikamente können das Leiden von Kranken erleichtern, die Abhängigkeit von Medikamenten vergiftet jedoch den Organismus langsam und stetig.

Die gesundheitlichen und sozialen Risiken sind noch grösser und schädlicher, wenn der Markt dieser Substanzen in den Händen von kriminellen Organisationen und Banden ist. Das Verbot von Alkohol in den USA in der Zwischenkriegszeit zeigt die Verbindung auf zwischen Illegalität, Gewalt, Elend und Marginalisierung. Das Alkoholverbot aus Sorge um die Gesundheit, meistens auch aus moralischen oder religiösen Motiven heraus, hatte schlimmere Auswirkungen als der Alkoholismus selbst. Eine derartige Politik wird heute international praktiziert für all jene Substanzen, die als illegal auf einer schwarzen Liste stehen. Die Auswirkungen sind ähnlich wie bei der Alkoholprohibition: Das internationale Verbrechen wird mächtiger und die abhängigen Personen werden kriminalisiert und ausgegrenzt. Sie tauchen unter und sind weder für die Gesundheits- noch für die Sozialbehörde erreichbar.



Umlernen!

Zur Zeit der offenen Drogenszenen der achtziger und neunziger Jahre zwang die Verbreitung des HI-Virus die Behörden, Drogenkonsumentinnen und -konsumenten aus der Illegalität und Ausgrenzung heraus zu holen. Neue Therapieansätze wurden entwickelt, saubere Spritzen auf der Strasse und in den Gefängnissen abgegeben und Konsumräume mit ersten medizinischen Hilfeleistungen eröffnet. Diese Massnahmen hatten als Ziel, die Würde und die Verantwortung der drogenabhängigen Personen anzuerkennen, um sie wieder in die Gesellschaft zu integrieren und ihnen die Möglichkeit und das Vertrauen zu geben, sich selbst und ihr Umfeld zu schützen. Damit verbunden war auch die Hoffnung, eines Tages – vielleicht – für immer drogenfrei leben zu können.

Die Bevölkerung und die in der Drogenszene engagierten Fachleute mussten mit den neuen politischen Prioritäten und dem Perspektivenwechsel vertraut gemacht werden. Die Gesundheitsversorgung hatte nun Vorrang vor der Repression auf der Strasse; der Kampf gegen das organisierte Verbrechen und die gigantischen Profite durch Geldwäscherei wurden verschärft.

Die Schweiz war erfolgreich im Kampf gegen HIV/Aids sowie in der Vorsorge und der Bekämpfung des Drogenkonsums und der damit verbundenen Risiken. Diese Erfolge sind Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und den Fachleuten an der «Front» zu verdanken. Sie haben Druck auf die Politik gemacht und sie mit überzeugender Information versorgt. Neben verschiedenen Fachinstitutionen haben aber auch die Kirchen mit ihrem Aufruf zur Solidarität eine wichtige Rolle gespielt. Bei den aufrüttelnden Plakatkampagnen und ihren eindeutigen Botschaften haben sie liebenswürdigerweise ein Auge zugedrückt...

Ich bin noch immer gerührt, wenn ich an das öffentliche Engagement der

Homosexuellen Organisationen und der Prostituierten denke, welche nun zu Verfechterinnen der Prävention geworden sind. Auch die Drogenkonsumentinnen und -konsumenten wurden aktiv, indem sie die gebrauchten Spritzen sammelten und neue sterile verteilten. Es waren all jene, die in der Gesellschaft mit einem schlechten Ruf behaftet waren, die als erste Alarm riefen und sich bewusst im Kampf gegen die drohenden Gefahren einsetzten. Sie haben sich damit Respekt verschafft und zu einer respektvolleren Politik beigetragen.

Gewiss bestehen weiterhin viele Probleme, etwa der Drogendeal in den Quartieren, welcher die Bevölkerung verunsichert. Dies wird sich jedoch nicht ändern, solange der Staat den Drogenmarkt dem organisierten Verbrechen überlässt und ihn nicht in eigener Verantwortung reguliert, so wie er es macht mit dem Konsum anderer Substanzen, die ein Gefahrenpotenzial bergen wie Medikamente, Alkohol und Tabak.

Tun, was zu tun ist!

In der Schweiz wird oft gespottet über deren Langsamkeit, wenn es um Veränderungen geht. Wollte nicht Albert Einstein in der Schweiz sterben, weil – so sagte er – auch die unausweichlichen Ereignisse sich erst zwanzig Jahre später realisieren? Der gesundheitliche Notfall erlaubte es unserem Land, rasch zu handeln und kalkulierbare Risiken einzugehen. Man muss gestehen, dass wir uns auf günstige Rahmenbedingungen abstützen konnten: Fachliche und finanzielle Ressourcen, gesellschaftlicher Zusammenhalt, ein politisches System, der Minderheiten sichtbar macht, Vorliebe für pragmatische Lösungen. Positiv wirkte es sich auch sicher aus, dass Bundesräte und Bundesrätinnen sich nicht zu sehr um ihre Popularität kümmern müssen. «Tun, was zu tun ist» wurde dadurch leichter.

«Tun, was zu tun ist» kann sich nicht

auf die eigenen Grenzen beschränken, vor allem bei einem privilegierten Land wie der Schweiz. AIDS trifft alle Länder und vor allem jene, die sich nicht aus eigenen Kräften helfen können. In gewissen afrikanischen Ländern wurde die Mehrheit der Bevölkerung dahingerafft. Die Tabus, mit denen sich die Homosexuellen konfrontiert sehen (wenn sie nicht auch noch durch Gesetze verurteilt werden), gehen in solchen Macho-Gesellschaften Hand in Hand mit der Diskriminierung der Frauen. Irreführende Informationen über die Verbreitung oder den Schutz vor der Krankheit verleiten zu oft verwerflichen und unangepassten Verhaltensweisen. Die Medikamente bleiben für die Ärmsten unerreichbar – trotz Fortschritten, die dank grosszügiger Spenden und öffentlicher Mitteln, aber auch dank der Herstellung von Generika erzielt werden konnten. Der intravenöse Konsum von Heroin ist noch immer für einen Drittel der Ansteckungen verantwortlich, nicht mitgerechnet ist Schwarzafrika. Drogenkonsumentinnen und -konsumenten werden an vielen Orten noch immer kriminalisiert, was den Zugang zur medizinischen Pflege verhindert und sie in die Illegalität treibt, wo die Drogendealer das Sagen haben. Mit dem «Krieg gegen die Drogen» werden Bürgerkriegs ähnliche Auseinandersetzungen, Menschenrechtsverletzungen und die Todesstrafe gerechtfertigt. Die Hälfte der hingerichteten Menschen auf der Welt sollen Drogengesetze missachtet haben.

Als Bundesrätin konnte ich an internationalen Konferenzen unsere Erfahrungen vermitteln und über HIV und Drogen Informationen austauschen. An solchen Anlässen betrachte ich es als meine Aufgabe, für die verletzlichsten Gruppen und die Ärmsten zu plädieren, denn sie brauchen Aufmerksamkeit, damit sie die notwendige medizinische Versorgung erhalten. Ich geh heute einfach den eingeschlagenen Weg weiter...

Culture de la Mort!

Die beiden Themen AIDS und Drogen hab ich nicht gesucht, aber ich musste sie meine eigenen nennen. Ich habe mich gefragt warum. Ich bin überzeugt, dass sie mit Besessenheit eng verknüpft sind: der notwendige Kampf gegen die Kultur des Todes, der Gewalt und der Ausgrenzung. Die Todesstrafe ist der offensichtlichste Ausdruck dafür. Mit ihr wird kaltblütig das wichtigste Menschenrecht, das Recht auf Leben missachtet. Bessie Gilmore, deren Sohn zum Mörder und hingerichtet wurde, sagte über die Todesstrafe: «Dies sind die einzigen Morde, die wir vorhersagen können, die einzigen, die geplant sind; deshalb sind sie auch die einzigen, die wir – vielleicht – verhindern könnten». Es sind auch die einzigen Verbrechen, die im «Namen des Volkes» vollzogen werden in jenen Ländern, welche diese barbarische Strafe bisher nicht abgeschafft haben.

Unaufhaltsam leisten Bürgerinnen und Bürger auf der ganzen Welt Widerstand gegen die Todesstrafe mit dem Slogan: «Nicht in unserem Namen! Niemals! Kein Verbrechen – auch das grausamste nicht – berechtigt den Staat, einen Menschen aus der Menschheit zu verbannen». Weil viele Frauen und Männer unablässig protestieren und dank dem lebenslangen Engagement eines Robert Badinter, werden weltweit Fortschritte in der Abschaffung der Todesstrafe erzielt.

Ja, die Welt kann besser werden! ●